

Siegermächten verunglimpften und daraufhin eifertig von den Erfüllungspolitikern als Kriegsverbrecher geschmähten Volkshelden Dithmar aus der Naumburger Strafanstalt befreit haben.

»Die große, die zentrale Frage ist doch, wie wir die Unterstützung des Arbeiters gewinnen«, sagt Salomon.

»Der Arbeiter wird uns unterstützen, sobald er begreift, dass unsere Volksorganisation sozialistisch ist«, sagt Plaas.

»Dann dürfen wir aber nicht die Fehler des Kapp-Putschs wiederholen. Wir dürfen es nicht auf einen Generalstreik ankommen lassen. Das Volk muss erkennen, dass es sich im Interesse seines eigenen Glücks an unsere Seite zu stellen hat.«

»Werd nicht gefühlsschwer, Salomon«, sagt Plaas. »Wir fechten doch nicht, damit das Volk glücklich wird. Wir fechten, um es in seine Schicksalslinie zu zwingen.«

»Das Volk wird uns folgen, wenn der Feind selbst den Bürgerkrieg ausruft und wir uns ihm entgegenstellen«, sagt Heinz. »Und was den Kapp-Putsch betrifft, so war der militärische Sieg ja errungen. Die Brigade Ehrhardt hatte das Regierungsviertel besetzt, ich stand mit meiner Kompanie in vorderster Front. Unser Fehler bestand darin, von Kapp und Konsorten radikales Handeln zu erwarten.«

Heinz zieht das weiße Tüchlein, das die Brusttasche seines Jacketts ziert, heraus und führt es mit Bedacht zur Nase. Bergamotte, Wildleder, Lavendel. Ein neues Wässerchen, Geschenk von Heinz an sich selbst zu seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag vor drei Tagen.

»Die alten Eliten streben danach, die Vorkriegsverhältnisse wiederherzustellen«, sagt er. »Aber das Reich ist nicht etwas zu Restaurierendes. Das Reich ist das noch nie Verwirklichte, ein Auftrag, den nur ein Bund der Besten erfüllen kann: keine von den Massen gewählte, sondern nur eine Elite geborener Führer. Deshalb muss diesmal der Feind provoziert werden, uns zuerst anzugreifen, dann fegen wir gemeinsam mit ihm die alten Führungsschichten hinweg. Also noch einmal, wen soll es treffen?«

»Den Bankier Warburg?«, sagt Plaas. »Den Schmierfink Wolff? Oder, wie Tillessen sagt – «

»Wir wissen, was Tillessen sagt«, sagt Heinz. »Scheidemann. Aber überlegen wir. Scheidemann ebenso wie zuvor Erzberger gehören zu denen, die das System nur verkörpern. Aber Rathenau ist ihre Hoffnung auf die Zukunft. Mit Rathenau würde jede Aussicht zerstört, dass aus diesem ganzen verkommenen Haufen Westen, Kompromiss, Demokratismus, Materialismus, Republik womöglich doch noch etwas Großes und Gütiges erwachsen könnte.«

»Das stimmt«, sagt Salomon. »Bei Rathenau würde ein Sturm losbrechen. Die Linken, die Gemäßigten, alle miteinander würde man sie hochgehen sehen. Und dann kommen wir und stellen die Ordnung wieder her. Es wäre ein wunderbarer machiavellistischer Dominoeffekt. Wo ist im Übrigen Fischer?«

»Fischer kann erst gegen Abend aus Sachsen los«, sagt Plaas.

»Fischer kann direkt nach Berlin fahren«, sagt Heinz. »Genauso Techow. Die Tat kann spontan vor Ort geplant werden. Radikales Handeln steht im Dienst eines Konzepts, aber die konkreten Befehle erteilt ein wahrer Führer nicht am Schreibtisch, sondern an vorderster Front.« Heinz nickt Plaas zu, der im Gegensatz zu Salomon ebenfalls Frontkämpfer war. »Heimat, Nation, Schicksal, Vaterland, Volk. Wir alle führen diese Worte im Mund. Aber wo greifen sie ins Leben ein? Was erfüllt sie mit Sinn? Blut. Die Tat. Das Attentat. Darum spreche ich mich für Rathenau aus. Die Hinrichtung Rathenaus wird unversöhnlich trennen, was auf ewig getrennt werden muss.«

*24. Juni 1922, Berlin*

Getrappel auf den Fluren, Stimmen.

»Der Minister!«

Türenschnellen, Rufe. Aufruhr in allen Stockwerken. Hans von Dohnanyi, wissenschaftlicher Assistent des Kriegsschuldreferats, sitzt am Schreibtisch in seinem Büro im Archiv des Auswärtigen Amtes. Er finanziert sein Jurastudium damit, dass er hilft, die Vorkriegsakten zur Publikation über ›Die große Politik der Europäischen Kabinette 1871–1914‹ aufzubereiten. Es mehren sich die Stimmen, die ihm raten, allmählich sein Arbeitspensum zurückzuschrauben und sich ganz auf seine universitären Verpflichtungen zu konzentrieren, mit seinen immerhin schon zwanzig Jahren, aber abgesehen von nackten materiellen Notwendigkeiten fesselt ihn auch der Einblick, den die Akten bieten.

Die juristischen und politischen Prozesse, die letztlich in den Weltkrieg geführt haben, sind doch nicht nur den Nachgeborenen, sondern auch den meisten Zeitgenossen verborgen geblieben. Aus ihnen wird ersichtlich, dass das Kriegswesen in der Tat nicht ein vom sonstigen Leben der Völker losgelöstes Phänomen, sondern im Gegenteil eine seiner charakteristischsten Äußerungen ist, ganz wie es Hans von Dohnanyis väterlicher Freund und Förderer Professor Hans Delbrück in seiner vierbändigen ›Geschichte der Kriegskunst‹ dargelegt hat. Man betrachte nur einmal die ritterliche Kriegsweise, die notwendig eine feudale Ordnung –

»Dohnanyi!« Jemand steckt den Kopf durch die Tür. »Sind Sie taub? Haben Sie nicht gehört? Der Minister ist erschossen!«

»Er war auf dem Weg hierher«, sagt Hans von Dohnanyi. Er umklammert den Hörer des Fernsprechapparats im Auswärtigen Amt. »Gert, Rathenau war auf dem Weg ins Amt, als die Handgranate geworfen wurde.«

»Ja«, sagt Gerhard Leibholz. »Königsallee Ecke Wallotstraße ist es passiert. Fünf Schüsse. Er soll sofort tot gewesen sein.«

»Aber warum? Gert, warum Rathenau?«

Leibholz lacht bitter auf. »Na, weil er Jude ist. Warum sonst?«

»Ach Gert, ja. Es ist fürchterlich! Vorhin renne ich auf die Wilhelmstraße hinaus, da kommt mir so ein feister ostelbischer Agrarier entgegen, deutet auf die auf halbmast gezogene Flagge des Reichskanzlerpalais und sagt: Was ist denn für ein Jude gestorben, dass das Ding da halbmast weht? Weil dem Kerl natürlich schwarzrot-gold nicht passt. Ich war schwer in Versuchung, ihm eins hinter die Löffel zu geben, aber gerade in dem Moment hielt das Auto des Nuntius Pacelli vor dem Ministerflügel. Seitdem kommt ein Auto nach dem anderen. Das ganze Viertel ist in Aufruhr. Gert, was soll jetzt werden? Man ist doch nun ein führerloses Schiff. Rathenau, seine Person, war doch gewissermaßen fast eine Garantie für die Revision des Versailler Vertrags. Wer soll denn jetzt die Verhandlungen führen, gerade in der Kriegsschuldfrage? Er war der Einzige, der die Sache hätte rausreißen können. Keiner besitzt im Ausland den Kredit wie er.«

»Weshalb«, sagt Gert Leibholz, »ihn die extremen Kräfte ja eben als Verräter sehen. Wer verhandelt, gilt ihnen als Schwächling, diplomatisches Geschick ist Vaterlandsverrat. Nur das Dreinschlagen zeigt wahren nationalen Stolz.«

»Gert – warte. Vielleicht war es eine Verwechslung. Vielleicht wollten sie den Kanzler erwischen. Man dachte doch, der stünde nach Erzberger als Nächster auf der Liste: Wirth, der Erfüllungspolitiker. Aber Rathenau stand über allen Parteien. Er war objektiv, intelligent, brilliant.«

»Was den völkischen Kreisen einmal mehr beweist, dass die brave Biederkeit des Germanen gegen die flinke Wendigkeit des fremden jüdischen Volksstammes nicht ankommt. Also schreien sie danach, dass man sie vor den Überlegenen schützt. Natürlich nur zum Besten des Vaterlands.«

»Aber was sind das für Patrioten, die zufrieden lächeln über ein Attentat? Wie soll aus einem Mord ein besserer Staat erwachsen? Wie auch immer man das Gute definiert, man kann es doch nicht mit einem Verbrechen befördern. Ist diesen Leuten nicht klar, dass sie einen Bürgerkrieg riskieren? Gert – ob Klaus und Just es

überhaupt schon wissen? Bis nach Heidelberg ist die Nachricht womöglich noch gar nicht gedrungen.«

Gerhard Leibholz, Sohn wohlhabender jüdischer Eltern, Hans von Dohnanyi, als Spross einer österreichischen Mutter und eines ungarischen Komponisten katholisch getauft, und Klaus Bonhoeffer und Justus Delbrück, ordentliche preußische Protestanten von Geburt an, so wie es eigentlich sein soll: Sie sind enge Freunde, seit sie gemeinsam das Grunewald-Gymnasium und den Konfirmationsunterricht des braven Pfarrer Priebe besucht haben.

Auch ist Hans von Dohnanyi seit letztem Jahr mit Klaus Bonhoeffers Schwester Christine verlobt, heimlich allerdings. Christel studiert in Heidelberg Zoologie. Vor ihr auf dem Tisch liegt Hans' neuester Brief.

*»Der Feind steht rechts! Da steht der Feind, und darüber ist kein Zweifel: dieser Feind steht rechts!« Dieses Wort Philipp Scheidemanns, das auch Otto Wels beim Kapp-Putsch gebraucht hat, hat Kanzler Wirth in der Sondersitzung des Reichstages wieder aufgenommen. Seine Partei wird nun zweifellos über ihn herfallen, weil man keine möglichen Koalitionspartner im rechten Lager verprellen will. Aber genau diese Anbiederei der angeblich Gemäßigten an die äußerste Rechte hat doch erst die Mordatmosphäre geschürt.*

Christel stützt den Kopf in die Hand. Von Politik versteht sie nichts, das sollte sie Hans besser noch einmal sagen, damit er sich nichts Falsches von der Ehe mit ihr verspricht. Allerdings Rathenau wirkte wirklich wie ein Mensch, der aus reinen Absichten handelt. Insofern hat der Mord vor allem den Charakter einer scheußlichen Undankbarkeit.

*Immerhin der Bürgerkrieg scheint abgewendet, schreibt Hans. Millionen Deutsche demonstrieren gegen den Terror, Hunderttausende sind Rathenaus Trauerzug gefolgt. Dennoch, unter der Oberfläche schwelt etwas, wie bei einem kranken Körper, bei dem man die Symptome erfolgreich unterdrückt, aber innerlich wird er doch zerfressen.*

Das ist wahr. Die meisten Studenten in Heidelberg wären zu solch einer Mordtat wie der an Rathenau fähig. Sie trampeln begeistert bei Professoren wie dem rechtsextremen Physiker Philipp Lenard, und kaum eine Verbindung nimmt Juden auf.

*Und damit beginnt es doch, schreibt Christel an Hans. Das ist das erste Symptom der Krankheit.*

Wobei die Idee der Rosenbergs, ihren Sohn geradezu Hildebrand zu nennen, auch wieder albern ist. Was, wenn er nach dem Großvater gerät, der Rassejude ist? Das wäre, als hieße das arme Wurm Siegfried Cohn. Es gibt doch wahrlich genug andere Namen. Am Ende merkt man es ja doch.

April 1924, Stuttgart

»Sie waren zuletzt im Dom zu Palermo, soweit ich weiß«, sagt Claus Schenk Graf von Stauffenberg zu Frank Mehnert. Die Freunde sitzen in Claus' Zimmer, in der Dienstwohnung der Herzoglichen Rentkammer in der Stuttgarter Jägerstraße. Claus war heute wieder nicht in der Schule: Eine weitere seiner ekligen Anginen ist im Anmarsch.

»Palermo also.« Frank nickt düster. »Und Berthold schreibt dir.«

»Natürlich schreibt er mir. Er ist schließlich mein Bruder.«

»War es ein richtiger Brief?«

»Was meinst du? Ja.«

»Mir«, sagt Frank, »hat er nur eine Karte geschrieben. Eine einzige Karte, aus Rom.«

Claus betrachtet den Vierzehnjährigen, der seinem großen Bruder verfallen ist.

»Komm«, sagt er. »Lass uns noch ein wenig weiterlesen.«

Zwischen ihnen auf dem Bett liegt Hölderlins ›Hyperion‹.

*Wohl dem Manne, dem ein blühend Vaterland das Herz erfreut und stärkt! Mir ist, als würd ich in den Sumpf geworfen, als schlüge man den Sargdeckel über mir zu, wenn einer an das meinige mich mahnt –*

»Gehst du morgen wieder in die Schule?«, sagt Frank.

»Ich weiß nicht. Vielleicht gehe ich überhaupt nicht mehr hin. Ich habe ein Gesuch gestellt, vorzeitig zur Abiturprüfung zugelassen zu werden.«

»Mit sechzehn?«, sagt Frank. »Ohne achte und neunte Klasse?«

»Ich kann mich ja privat vorbereiten. 1919 hatten wir auch Privatunterricht, in Lautlingen im Schloss, weil Mutter Stuttgart wegen der Spartakisten und Bolschewisten zu unruhig erschien.«

»Berthold auch?«

»Privatunterricht? Natürlich er auch. Berthold, Alexander und ich.«

Frank Mehnert schüttelt in Verzweiflung den Kopf. »Er ist mit Blumenthal nach Italien gefahren, Claus. Ich verstehe ja, dass jeder Berthold liebt. Er ist der Hervorragendste, der allen Überlegene. Natürlich beten ihn alle an. Aber Blumenthal! Ich habe einen von Blumenthals Briefen gesehen. Berthold hat ihn offen herumliegen lassen. Wahrscheinlich wollte er, dass ich ihn finde. Königsspross nennt Blumenthal ihn. Principi iuventutis, der durch seiner künftigen Hauptstadt Straßen schreitet.«

Und wie soll man dies nun dem Jungen erklären? Es ist unmöglich. Frank ist kein Mitglied des »Staats«: des Bundes um den Meister Stefan George, in dem man Claus